

Manfred PORKERT: *China – Konstanten im Wandel. Moderne Interpretationen der chinesischen Klassik*. Stuttgart 1978

Das 197 Seiten umfassende Werk besteht aus 16 deutschsprachigen Beiträgen, die der Autor als Aufsätze verstanden wissen will. M. Porkert macht sich bei der Wahl des Begriffes Aufsatz dessen große semantische Bandbreite zu Nutze. Dem Zuschnitt nach sind seine Abhandlungen, abgesehen von einer Ausnahme ohne bibliographischen Apparat, offenkundig mit Blick auf eine breite Leserschaft konzipiert. Anders gesagt handelt es sich weniger um wissenschaftliche Aufsätze im strengen Sinn, die der Fachwelt neue Erkenntnisse vermitteln könnten. Gleichwohl dürften einige Passagen bei Sinologen auf Verwunderung stoßen. Daß Porkerts Opus in der vorliegenden Form für einen größeren Kreis bestimmt ist, wird auch durch eine andere Tatsache bestätigt. Mit einer Ausnahme („Die zwiespältige Rolle des Chiang Tzu-ya“) wurden alle Beiträge zwischen 1960 und 1975 bereits von einer westdeutschen Rundfunkanstalt gesendet.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Die vorangehenden Anmerkungen bezüglich M. Porkerts Zielgruppe bergen keinerlei devaluierende Kritik, sondern wollen lediglich im Sinne einer Standortbestimmung verstanden sein.

Der Autor hat seinen Darlegungen ein Proömium bestehend aus Vorwort, kleiner Auswahlbibliographie sowie Hinweisen für die Aussprache chinesischer Wörter vorangestellt. Sein Konvolut weist eine Gliederung in 4 große Abschnitte auf:

1. Volksmentalität, Sprache, Schrift
2. Religion und Philosophie
3. Wissenschaft, Ideologie, Forschung
4. Literatur, Theater.

Zu jedem der Themenbereiche werden zwischen 3 und 5 in sich abgeschlossene Abhandlungen geliefert.

Allen Beiträgen ist gemein, daß sie mit großem persönlichen Engagement verfaßt wurden. Hier hat ein „Vollblut“-Sinologe zur Feder gegriffen, dessen Anliegen es war, gegen bestimmte Topoi Front zu machen, ein entmythologisiertes Bild von China zu zeichnen. Vermutlich ist es die weitgespannte Thematik, die nicht alle Erörterungen qualitativ gleich gut geraten ließ. Erhebliche Einwände wären, um ein Beispiel herauszugreifen, gegen die Apologie auf die Monosyllabität des heutigen Chinesisch anzumelden (p. 23/24, passim). Richtig ist sicher die Feststellung, daß die heute ca. 80% des Vokabulars ausmachenden „Wortverbindungen“ von Durchschnittschinesen als Zusammensetzung von Einzelwörtern verstanden werden, „die ihrerseits nach Bedarf getrennt, allein gebraucht oder zu ganz neuen, noch nie dagewesenen Verbindungen zusammengefügt werden können“ (p. 24). Daraus aber Monosyllabität zu deduzieren ist gleichwohl nicht stringent. Präzisiert man Porkerts Behauptung hieße dies: Putonghua oder Guoyu ist monosyllabisch, weil sich seine polysyllabischen Worte oder Begriffe in monosyllabische Morpheme aufspalten lassen.

Demnach hätte sich auch Deutsch eine, wenn auch modeste, Anwartschaft erworben, zumindest an der Peripherie monosyllabischer Sprachen angesiedelt zu werden. Abgesehen von zahlreichen monosyllabischen Monomorphemen (Tier, Hand, Baum), lassen sich eine Vielzahl seiner mehrsilbigen Worte (insbesondere Substantive) zwar nicht immer, jedoch häufig in monosyllabische, ungebundene Morpheme zerlegen: Haustürkauf, Baukranausleger, Dampfschiffahrt etc. aber auch lustvoll, wegtun etc.

In jedem Fall bleibt mit Nachdruck festzustellen, daß die heutige chin. Hochsprache ihrer Struktur nach eine polysyllabische Sprache ist, deren Vokabular sich zu 80% aus

meist disyllabischen und dimorphemischen Worten zusammensetzt. Als monosyllabisch hingegen ist das auf eine Tradition von mehr als 2000 Jahren blickende „literarische Chinesisch“, Wenyan, anzusehen. Dieses Chinesisch hat jedoch heute als Kommunikationsmittel aufgehört zu existieren, nachdem man im Zuge der 4. Mai Bewegung von 1919 begonnen hatte, es wegen seiner Schwerverständlichkeit für den Normalbürger verstärkt zu bekämpfen. Letzte Residuen finden sich heute allenfalls noch in Belletristik oder Poesie.

Der weiter oben bereits einmal thematisierte Elan, mit dem Pokert darstellt und näher bringt, scheint sich bisweilen auch des Autors selbst in erheblichem Maße zu bemächtigen, ihn zu emotionalisiert-prophetischen Exkursionen zu verleiten: „Daß die Beschäftigung mit den traditionellen chin. Wissenschaften schon in wenigen Jahrzehnten das einzige Mittel sein wird, womit die Eigenständigkeit der abendländischen Kultur bewahrt und erhalten werden kann, sollte klar sein.“

Auch wenn man diesem so unbekümmert apodiktisch formulierten Postulat nicht folgen kann und trotz der vorher genannten Gravamina bleibt im Resümee folgendes festzustellen: Die einzelnen Beiträge Porkerts stellen insgesamt einen wertvollen Beitrag zur Geistesgeschichte Chinas, oder überhaupt, zum Verständnis dieses Kulturerteils dar – eine empfehlenswerte, anregende Lektüre.

Klaus Flessel (Tübingen)